

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 206.

Samstag, 8. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banftrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der neue Briefbote schellte lange und heftig an Chiaris Villa. Als der alte Diener endlich öffnete, fragte er unfreundlich nach dessen Herrn.

„Ich weiß nicht, ob der gnädige Herr zu Hause ist“, sagte der Diener.

„Ich habe eine Zustellung, die ich persönlich abgeben muß“, gab der Beamte zur Antwort. „Sehen Sie bitte nach.“

Ellig folgte er dem alten Manne über den Kiesweg dem Hause zu, die schwere Umhängetasche von der einen Schulter auf die andere wechselnd.

„Schöner Garten“, machte er nebenbei.

„Ja“, sagte der Diener einsilbig.

Im Vestibül der Villa bedeutete der Diener dem Boten zu warten und ging selbst, die übrige Post und Zeitungen in der Hand, in das Arbeitszimmer Chiaris. Es war leer. Direktor Chiari war nicht zu Hause. Als der Diener sich umwandte, sah er zu seinem Erstaunen, daß der Briefträger ihm ohne Aufforderung in das Zimmer gefolgt war.

„Was wollen Sie hier?“, fragte er, „der gnädige Herr ist nicht da.“

„Na — vielleicht schläft er noch?“, beharrte der Postbote. Er hatte die schwere Briestasche auf die Lehne eines Sessels aufgestützt und nahm seine Beamtenmütze ab, um sich mit dem Taschentuch die Stirn zu reiben.

„Verdammt warm heute.“

Der Diener zuckte mit der Achsel und verließ nach kurzem Zögern das Zimmer. Die Tür blieb offen. Schon nach wenigen Minuten kam er zurück. Der Postbote lehnte immer noch am Sessel, die schwere Tasche aufgestützt.

„Nein. Er ist nicht da, wie ich Ihnen schon sagte. Kommen Sie doch morgen nochmals wieder.“

„Tja.“ Der Postbote schien noch zu zögern. „Dann ist wohl nichts zu machen.“ Er nahm einen Brief aus der Tasche und machte seinen Vermerk auf die Rückseite des Umschlages.

Der alte Diener stand vor ihm und betrachtete ihn prüfend aus seinen alten, kurzschäftigen Augen. Plötzlich schien ihm etwas einzufallen.

„Sie sind wohl nur zur Aushilfe da?“, vergewisserte er sich.

„Ja. Leider. Aber immer noch besser, als arbeitslos sein und stempeln gehen. Nicht wahr?“

„Ja, ja. Sagen Sie mal . . .“

„Was denn?“

„Ich kann heute vormittag nicht fortgehen, — es ist niemand im Haus. Der gnädige Herr hat alle Leute entlassen, außer mir. Könnten Sie mir nicht einen Brief mitnehmen und frankieren? Ich gebe Ihnen das Geld für die Marken. Es ist ein Auslandsbrief.“

„Warum nicht? Geben Sie nur her.“ Bereitwillig streckte der Postbeamte seine Hand hin.

Wieder zögerte der Alte. Dann nickte er vor sich hin. Langsam faßte er mit seinen alten, schon zitterigen Fingern in die Rocktasche und entnahm ihr den Brief.

„Hier“, machte er, und reichte dem Boten das Schreiben. „Warten Sie doch“, rief er, als der Postbeamte eigentümlich schnell dem Ausgang der Villa zu-

strebte. Er hielt sein Portemonnaie in der Hand. Der Bote blieb stehen und sah dem Alten zu, wie er vorsichtig und mit der langsamen Bedächtigkeit alter Leute fünf Groschenstücke einzeln, zweimal abzählte, ehe er sie ihm gab.

„Hier für das Porto.“ Er lächelte auf einmal freundlich. „Der Rest ist für Sie. Ein paar Zigaretten.“

„Wird besorgt.“ Der Bote griff dankend an die Mütze. „So ein Geschäft lasse ich mir gefallen. Das mache ich gerne noch öfters.“

„Ja, ja“, nickte der Alte, „aber nicht vergessen.“

Freundlich, zufrieden vor sich hinlächelnd, geleitete er den Postboten an das schmiedeeiserne Gartentor der Villa.

Zwei Straßen weiter, im abgeschlossenen Dienstraum des Postamts, saß der richtige Postbote und wartete. Als Kommissar Weiß erschien, atmete er erleichtert auf.

„Erfolg gehabt, Herr Kommissar?“

„Still“, machte Weiß, während er Tasche, Armbinde und Mütze des Aushilfsbeamten auf den Tisch des Zimmers legte. „Ich rate Ihnen nochmals, auf Ihren Dienstzeit, die Sache geheim zu halten. Sie haben mich verstanden?“

„Keine Sorge, Herr Kommissar.“ Der Mann schmunzelte. „Sie kennen mich doch.“

„Na, gut.“ Er faßte in die Westentasche. „Und hier haben Sie einen Taler. Bringen Sie Ihrer Frau was davon mit. Es braucht nicht alles in Apfelwein umgekehrt werden.“ Weiß war immer generös, wenn er seine Großzügigkeit über Speisefonto verbuchen konnte. „Und noch eines, — wenn in der Villa morgen vielleicht nach mir gefragt werden sollte, dann sagen Sie, daß ich einem anderen Bezirk zugeteilt sei. Sie verstehen mich?“

Der Postbote grinste. „Bestimmt, Herr Kommissar. So dumm bin ich doch auch nicht. Wird alles richtig besorgt.“

„Schön. Und nun machen Sie sich auf Ihren Weg, sonst kommt Ihnen ganz Frankfurt WB auf den Hals, wenn Sie die Post eine Viertelstunde später bringen.“

Weiß nahm den Omnibus nach dem Polizeipräsidium am Platz der Republik. Auf der hinteren Plattform stehend, mußte er sich bezwingen, daß er nicht jetzt schon seine Neugierde befriedigte, und den Brief des alten Dieners aufriß. Wohlverwahrt trug er ihn in der Tasche.

Kurz darauf betrat er wieder sein Büro im Präsidium. Zuerst riß er das Fenster auf. Es war eine herrliche Lust draußen, — und jetzt empfand er den Staubgeruch im Zimmer doppelt unangenehm. Das Fenster seines Zimmers ging nach Westen zu, — über den angrenzenden Gartenzaun hin sah man noch ein wenig von den Bäumen der nahen Hohenzollern-Anlage, deren erstes, duftiges Grün herüberleuchtete. Langsam stand Weiß am offenen Fenster und atmete die frische Frühlingsluft mit vollen Lungen ein, ehe er an seinen

Schubladen den blauen Aktendeckel: „Italiene Banca Italiana. Nordkommission B. Rom. Weiß“ entnahm.

Neben dem Aktendeckel legte er die kleine, als wattierte Pappschachtel mit der aus der Leiche des ermordeten Portiers extrahierten Pistolenkugel. Ein Stahlmantelgeschloß, klein, winzig, jetzt wieder von der Warte poliert und glänzend. Ein klein wenig angebrüllt von dem Aufschlag auf den Knochen, der sie aufhielt. Ein kleines Stückchen glänzenden Metalls, kaum ein paar Gramm schwer, das das Lebenslicht eines großen und kräftigen Menschen ausgeblasen hatte, wie ein Lustaug eine Kerze.

Es ist nicht denkbar, daß Kommissar Weiß sich ähnlichen, an Philosophie grenzenden Gedanken hingab. Diese Sache Chiari quälte ihn, bedrückte ihn, wie ein unverdauliches Rumsteak.

Weiß betrachtete das Geschloß nur kurz. Dann stand er auf und entnahm mit pfiffigem Winkeln seiner Manteltasche den Brief des alten Dieners — und eine Browningpistole, die Direktor Chiari unschwer als sein Eigentum erkannt hätte. Nicht umsonst hatte der Postauswärtiger gerade in Direktor Chiaris Arbeitszimmer auf den Bescheid des Dieners gewartet. Vielleicht wäre er leichter und weniger umständlich zu dem Schießfeigen gelangt, wenn er eine polizeiliche Hausdurchsuchung beantragt hätte. Aber warum den langen amtlichen Weg, der noch lange nicht sicher war, solange der Verdacht gegen Chiari nicht ausreichte, um diesen Antrag an höherer Stelle zu belegen.

Vorsichtig hielt Weiß die Pistole mit dem Taschentuch. Er klingelte. Dem eintretenden Bürodieners die Waffe mit aller Sorgfalt gebend, trug er ihm auf, die Pistole in die Photoabteilung zur Untersuchung, den Brief des Dieners aber ins Fahndungsbüro zum unsichtbaren Öffnen zu tragen.

Außerdem möchte ich einen kräftigen, schwarzen Kaffee, mein Lieber“, setzte er noch hinzu.

Der Bürodieners nickte zustimmend und verschwand.

Weiß, überzeugt, nun auf der richtigen Fährte zu sein, pfiff lustig ein Liedchen, während er gemächlich im Zimmer auf und ab schritt. Plötzlich blieb er vor seinem Schreibtisch stehen. Erst jetzt bemerkte er das große, gelbe Amtstuch, das man wohl in seiner Abwesenheit hier niedergelegt hat. Mit spitzen Fingern, in seinen angenehmen Gedankengängen gestört, nahm er es auf, — legte es aber gleich wieder zurück. Das hatte Zeit. Erst den Kaffee.

Schon nach kurzer Zeit brachte der Bürodieners das braune, duftende Getränk. Den kunstvoll geöffneten Brief des alten Dieners aus der Villa Chiari brachte er mit. „Die Pistole kommt gleich.“

„Gut, mein Lieber.“

Das Frankfurter Polizeipräsidium weiß mit Tempo zu arbeiten.

Der Kaffee schmeckte übrigens ausgezeichnet. Weiß trank zwei, drei Tassen, rauchte eine Zigarette dazu, — dann räumte er das Kaffeegeschloß auf den nebenstehenden Aktentisch und machte sich an die Arbeit.

Er nahm den Aktendeckel vor. Die letzten Bogen darin waren der Durchschlag eines vorläufigen Berichts, den Weiß seinen Vorgesetzten eingereicht hatte. Sie betrafen, da sie gleichzeitig für die Erhebungen der Staatsanwaltschaft in der Sache des Bankzusammenbruchs bestimmt waren — in erster Linie die Person Direktors Chiari. Für Weiß waren die Ergebnisse bedeutend, — und doch nicht bedeutend genug, um ausreichendes Licht in diese dunkle Mordaffäre zu bringen, die von der Anklage des Betruges und betrügerischen Zusammenbruchs naturgemäß völlig abgetrennt war.

Die persönlichen Daten übersflog Weiß nur rasch. Den folgenden Text überprüfte er nochmals mit aller Sorgfalt des geschulten Kriminalisten. Völlig konzentriert, — noch durch den starken Kaffee und die Zigarette.

Wer ist Chiari? Die Erhebungen über seine Person, die durch eine Anzahl besonders geeigneter Beamte angestellt waren, schienen lückenlos. Chiari hatte die Bankfiliale kurz nach Kriegsende, noch vor der In-

öffnung. Er hatte schon vor dem Kriege, und sofort nach dem Kriege in Deutschland, und zwar in Straßburg im Elsaß, ein kleines Bankunternehmen geleitet und geführt. Auskünfte gerade über diese Zeit waren nur sehr mangelhaft zu erhalten, — aber die Tatsache, daß die vielen, jetzt in Frankfurt lebenden, vertriebenen Elsaß-Lothringer, insbesondere auch Straßburger, die Chiaris Name doch kennen mußten, ihr Konto in der Bank Italia nicht anlegten, sprach gegen den Italiener.

Die Banca Italiana war ein selbständiges Unternehmen, das nur in sehr loser, mehr nomineller Verbindung mit dem Mailänder Stammhause stand. Aus den Büchern der Bank ging klar hervor, daß alle geschäftlichen Beziehungen zum Stammhaus seit über einem Jahre völlig ruhten. Eine Erklärung für diesen Umstand fehlte.

Direktor Chiari, der von Anfang an in Frankfurt sehr großzügig auftrat und über sehr große Mittel zu verfügen schien, machte alle Geschäfte auf eigene Rechnung, — in der letzten Zeit gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder, den er als Strohmännchen vorschob, wenn es sich notwendig erwies, das Geschäft in ein gewisses Dunkel zu hüllen. Weiterhin ergab die Durchsicht der Bücher — die Chiari eigentümlicherweise zumeist selbst geführt hatte, daß ihm die Umstellung der deutschen Währung zur stabilisierten Goldmark einige sehr empfindliche Verluste gebracht hatte, die sich aus einem normalen Geschäftsbetrieb nicht ohne weiteres ersehen lassen konnten. In der Folgezeit tauchten dann auch Kreditgeschäfte und Hypothekenaufkäufe auf, die einer sehr genauen Nachprüfung bedurften.

Diese Geschäfte ließen sich offenbar zunächst sehr günstig an. Aufkäufe von Hypotheken und Liegenschaften brachten ungewöhnlich hohe Gewinne, die sofort wieder zu großen Kreditgeschäften verwendet wurden. Mit diesem Zeitpunkt beginnt auch die stärkere Tätigkeit des jüngeren Chiari, dem sein Bruder scheinbar ein ungewöhnliches Vertrauen und eine geradezu an Schwachheit grenzende Liebe entgegenbrachte. Diese Geschäfte gingen fehl. Einige kleinere, beliebige Firmen gingen in Konkurs. Andere Geschäfte, deren Strafbarkeit klar zutage trat, wurden nur unter großen Verlusten und Vertuschungsprämien abgewickelt. Ein rascher Ausgleich ließ sich bei der allgemeinen wirtschaftlichen Depression nicht schaffen.

Dann, ungefähr ein Vierteljahr nach dem Zusammenbruch, werden der Bank hohe Verluste, die der jüngere Chiari ausgestellt hatte, präsentiert. Mit knapper Mühe und Not gelingt die Einlösung, — jetzt schon wird das Geld der Bankkunden unberechtigtweise dazu verwandt, diese Papiere einzulösen. Schon damals mußte den Brüdern klar geworden sein, daß das Ende des ganzen Unternehmens jetzt unaufhaltsam war. Ein allerletzter Versuch wurde gewagt — aus den Depotgeldern der Kunden erfolgte der letzte hohe Kredit an die beiden Unternehmen, — an denen der jüngere Chiari beteiligt war — deren Zusammenbruch dann aber auch das Ende der Bank zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nie die Hoffnung lassen.

Wir stehen manchmal ganz in Dornenranken
Und sehen alles Licht verdrängt von Schatten.
Wir fühlen, wie ein tödliches Ermatten
Zum Herrscher wird der zagenden Gedanken.

Dann heißt es höchste Willenskraft zu fassen,
Am nach dem freien Pfad uns durchzuringen.
Wir können nur ein Hindernis bezwingen,
Wenn wir das Licht der Hoffnung nicht verlassen.

Und immer müssen wir die Kraft erproben, —
Der wechselvolle Gang und Strom der Zeiten
Erbaut mit jedem Tage neue Schranken;
Und wenn in uns die Stärke aufgehoben,
Dann kann es sein, daß wir dem Ziel entsinken
Und furchterfüllt vor jedem Schritte schwanken.

Franz Dingia.

Alte Leute.

Von Alexander von Sacher-Masoch.

In diesem Herbst trug auch der alte Rußbaum keine Früchte mehr. Knorrig und verdorrt griffen seine Äste wie die gespreizten Finger einer greisen Hand in das vieredrige Stück Himmel über dem Hof. Vorn lag langgestreckt und ebenerdig das Haus, hinten der Stall, der aber schon seit einem Jahrzehnt keine Pferde mehr beherbergte, seitlich trennten den Hof hohe Mauern von den benachbarten Grundstücken.

Es war Abend. Das Holztor stand auf. Erst kam ein langgezogener Ruf durch die Luft. Dieser Ruf kündigte die Dämmerung an. Denn jetzt folgte das Getrampel vieler Hufe durch den Staub der Straße und das Geläut der Herdenglocken. Die Kinder wurden heimgetrieben. Dröhnend schweben die gebauchten Gloden der schweren Oefen am Haus vorbei, und das hellere Gebimmel der dünnwandigen Kuh- und Kalberglöckchen. Feiner Staub kam durch das geöffnete Tor in den Hof und stand minutenlang wie ein dünner, heller Schleier gegen den späten, aber noch lichten Himmel.

Die alte Frau saß auf dem Bänkehen vor dem Haus und las in einem Buch, dessen Einbandseiten nicht mehr sauber und dessen Blätter sehr zerlesen waren. Vor ihr, auf dem wadeligen Gartentischchen, lag die Zeitung, aber sie mochte die Zeitung nie leiden, und versenkte sich lieber in ferne, unwahrscheinliche Welten, während sie benußt war, die Gegenwart zu ignorieren. Sehr zum Ärger der Mitbeteiligten.

Der alte Mann bog gerade hinter dem Marktplatz in das Färlengäßchen ein, blieb vor dem Rathaus einen Augenblick stehen, pupte sich die Brillen und verglich seine silberne Taschenuhr mit dem Zeiger des Glockenturmes. Er stellte befriedigt fest, daß er sich auch heute wie immer zu dieser und keiner anderen Stunde an diesem und keinem anderen Plage befand. Dann setzte er sich wieder in Bewegung, stieß den Stod aufs Pflaster im Gleichtritt mit seinen Schritten und dachte nun daran, heimzugehen. In Gedanken überslog er noch einmal sein Tageswerk. Schneider Bed hatte zwar noch Fieber gehabt, aber sein Zustand war zweifellos nicht mehr ernst zu nennen; der Blinddarm des Lehrers schien sich zu beruhigen, den Apotheker hatte er von seiner eingebildeten Krankheit schon fast ganz geheilt, indem er auf sie einging, das kleine Mädchen allerdings im Zigeunerviertel — — — aber da konnte man ja noch spät abends einmal vorbeigehen. Der alte Mann überquerte den Marktplatz und traf an der Ecke von Marktwalds Eisenwarengeschäft einen Bekannten. Somit blieb er stehen.

Die alte Frau sah von ihrem Buch auf, weil sie die Schritte des Briefträgers vernahm.

„Abend, Frau Doktor, heut hab ich ganz was besonderes, ein Briefel von Herrn Sohn!“

„Guten Abend, Herr Meier“, — sagte die alte Frau abweisend, denn sie liebte keine Vertraulichkeiten. Gleichmütig griff sie nach dem Brief und senkte die Augen wieder auf das Buch. Aber sie sah die Worte nicht mehr genau. Sie horchte gespannt auf die Schritte des Briefträgers. Jetzt war er draußen. Die dünnen, knöchigen Finger zerrten ungeduldig am Briefumschlag. Sie breitete das Papier vor sich aus. Dann las sie. Während des Lesens unterbrach sie sich oft, murmelte manchmal ganze Sätze des Inhalts vor sich hin, schüttelte verständnislos den Kopf, machte hm, hm, starrte besorgt vor sich hin, in die Luft, fuhr sich mit der Linken erregt durch das dicke, kaum ergraute Haar und rühte unruhig auf ihrem Sitz hin und her. Die letzten Zeilen las sie nur noch mit Anstrengung, denn die Dämmerung hatte sich inzwischen vertieft. Dann sah sie still und hielt wieder das Buch vor ihr Gesicht, obwohl es bereits unmöglich gewesen wäre, etwas zu sehen, auch für jüngere Augen. Angespannt lauschte sie.

Die Schritte des alten Mannes kamen gerade durch das Tor.

Die alte Frau lauschte. Sie hörte aus dem immer noch straffen Gleichtritt der vertrauten Schritte eine Müdigkeit heraus, die nichts mehr zu tun hatte mit den anstrengenden Gängen des Tages. Denn sie wußte, daß die oft sehnlichst erwarteten Schritte des alten Mannes das Städtchen durchquert hatten, mit seinen winkligen Gäßchen und verbauten Höfen, treppauf, treppab, ohne sich Raß zu gönnen, nur in der Arbeit. Aber mehr als diese Müdigkeit war für sie seit einiger Zeit in den Schritten des heimkehrenden alten Mannes vernehmlich.

„Guten Abend“, würde er jetzt gleich fragend und erstaunt sagen, wenn er sie sitzend hier anträte. Aber das durfte nicht sein, denn er war hungrig und liebte die festgesetzte Ordnung der Dinge. Und darum ließ sie das Buch sinken, erhob sich schnell und lief über die Steintreppen zur Küche hinauf, wo Emma, der ständige Gegenstand ihres Argers, unförmig und gelassen herumrumorte, ohne Sachkenntnis freilich und nicht im geringsten fähig, zu tochen. Den Brief verbarg sie in ihrer Schürze.

Das Abendbrot verlief schweigend. Einmal sagte er lachend, daß es schon tief in den Sommer hineingehe und man mit Ausnahme der Zeitungen fast ohne Nachricht aus der großen Welt

sei. Sie wußte, was das zu bedeuten hatte, aber sie schloß noch, darüber nachgrübelnd, was nun kommen würde.

Emma stellte ein Windlicht auf den Gartentisch, die Kerze flackerte und warf die Schatten der Beiden vergrößert auf die Hauswand.

Der alte Mann rauchte. Des Apothekers Sohn habe das Examen bestanden, meinte er, und würde nun heimertwartet. Er sagte es in unbekümmertem Tonfall, aber dann schwieg er wieder vor sich hin. Sie antwortete nicht. Später sagte sie ganz unpermittelt:

„Er ist nämlich sehr krank gewesen, mußt du wissen, und darum schrieb er nicht. Inzwischen hat er ein Buch gemacht, von dem er sich viel erwartete, konnte es aber nicht beenden, weil die Krankheit dazu kam, ein Nervenfieber, glaube ich. Nun möchte er gerne heim. Aber es fehlt ihm das Geld zur Reise. Auch sonst hat er Schulden . . .“ Hier atmete sie tief auf und lächelte schüchtern in das Windlicht. Sie wunderte sich über ihren eigenen Mut.

„Von wem sprichst du eigentlich?“ fuhr der alte Mann gereizt auf, obwohl er genau wußte, von wem die Rede war. Nach einer Pause meinte er:

„Er hat also doch geschrieben. Weil es ihm schlecht geht! Weil er nicht mehr aus und ein weiß! Weil er mit dem Schädel durch die Wand wollte! Aber die Wand war härter als der Schädel. Er hat also geschrieben? He?“

Der alte Mann stand auf und suchte mit dem Stod — nur wenn er schlief, benutzte er ihn nicht, aber auch dann stand er neben seinem Bett — erregt in die Luft herum. Schließlich hob er den Stod terzengrade in die Luft und stieß ihn dann mit voller Wucht zu Boden. Die Brille stand ihm schief auf der Nase vor Ärger.

„Und Schulden, wie? So ein Verbrecher!“ Dann schnaufte er ein paar mal vernehmlich und verstummte. Er setzte sich wieder.

Die alte Frau schwieg die ganze Zeit über verstockt. Sie war augenscheinlich von vornherein anderer Meinung. Außerdem ärgerte sie der „Verbrecher“. Sie empfand diese Bezeichnung als zu kraß und ungerechtfertigt. Sie preßte also die Zähne zusammen und murmelte:

„Wer hat ihn fortgeschickt?“

Aber das war zu viel für den alten Mann.

„Was sagst du da? Was hätte ich tun sollen? Du hast vergessen, was dieser nichtswürdige Kerl hier angestellt hat, dieser Mädchenjäger! Dieser verlogene Welterlöser! Dieser . . . Schriftsteller!“ Hier überschlug sich die Stimme des alten Mannes und er konnte nicht weiter. Er leuchtete nur noch und suchte mit dem Stod.

Die alte Frau schwieg. Es lag schon Dunkelheit über dem Hof.

Ein leichter Wind strich östlich durch die Baumkronen, die Tannen rauschten, die trodenen Äste des Rußbaumes ächzten und raschelten. Aber jetzt flog über dem Scheunendach des Nachbargehöfes der Mond auf. Der alte Mann setzte sich wieder. Aber die alte Frau konnte jetzt das Schweigen nicht länger ertragen. Und da sie sich schon lange über das allzu laute Tellergeräusch in der Küche ärgerte, sprang sie auf, lief vor die Küchentüre, die in den Hof mündete, und rief dröhnend:

„Emma, Sie gottverlassener Trampel! Wollen Sie gleich ruhiger sein!“

Emma klapperte unbekümmert weiter. Aber das hatte die alte Frau auch nicht anders erwartet. Nach diesem Ausbruch war ihr etwas wohler. Sie setzte sich wieder auf die Bank. Später sagte der alte Mann:

„Ich muß noch zu einem Patienten“ und erhob sich. Dennoch konnte er nicht aufstehen, denn die alte Frau hielt ihn bei einem Rodzupfel fest. Dazu gehörte viel Mut. Aber sie war in verzweifelter Stimmung. Auch der alte Mann war erstaunt über diesen unerhörten Vorfall. Aber er sagte nichts und blieb sitzen. Eine lange Pause verstrich. Dann hob er den Stod und zeigte auf den verwiterten Rußbaum:

„Ich habe den alten Roschu bestellt, damit er ihn umlegt. Es ist schon eine Schande mit dieser Baumleiche. Immerfort fallen einem die trodenen Äste auf den Kopf. Komisch, wie schnell das gegangen ist. Vor fünf Jahren war er noch grün, nicht?“

„Ja, ja, sein linker Oberarm war an zwei Stellen gebrochen. Eine gefährliche Sache. Und dazu noch die Gehirnerschütterung.“

„Du warst sehr besorgt um ihn, entsinnst du dich noch?“

Sie griff nach der Hand des alten Mannes.

Da nickte er nach einer Weile:

„Ich will es ja nicht, aber wenn du darauf besteht?“ Der Klang seiner Worte stand in merkwürdigem Gegensatz zu der herausfordernden Miene, mit der er sie ansah. Der Klang seiner Worte war erwartungsvoll.

Die alte Frau kämpfte einen harten Kampf gegen ihr innerstes Wesen. Denn sie befiel gerne Recht. Und sie gab ungern nach.

„Es wäre schon gut“, sagte sie dann.

„Ich muß jetzt zu meinem Patienten“, sagte er dann, mit jähem Rud aufstehend, in grimmigem Tonfall, „du kommst inzwischen die Postanweisung ausfüllen.“

Dann machte er kehrt und kämpfte schnell den Rieseweg

entlang. Am halben Weg drehte er sich noch einmal um und sagte mit erhobenem Stod:

„Aber nur dir zuliebe, damit du's weißt! Von mir aus könnte der Kerl bleiben, wo er ist!“

Er lautete angestrengt in die Dunkelheit. Es kam keine Antwort.

Da löste sich ein Seufzer von den Lippen des alten Mannes, aber den er sich selbst wunderte. Ein Seufzer der Erleichterung.

Verdi.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Personen: Frau Dären. Frau Gartner. Frau Scheller. Fredy, ihr zwölffähriges Söhnchen.

Ort: Kurpark in einer mondänen Sommerfrische.

Fredy (horcht auf die Musik der Kurlapelle): Mama! Was spielt denn die Musik jetzt?

Fr. Scheller (ausweichend, verlegen): Frag nicht, dummer Bub! Dies jetzt dein Buch.

Fredy (gekränkt): Darf ich nicht einmal fragen, was sie spielen? Die Musik ist doch nichts Unanständiges ...

Fr. Scheller: Schweig. Dies deinen Karl May weiter. (Pause.)

Fr. Dären (im Ton einer Dame, die etwas weiß, sehr sicher): Man spielt Nigoletto, mein Kind.

Fredy (altklug): Von Lehar?

Fr. Dären: Nein. Von Verdi. (Pause.)

Fr. Gartner: Irren Sie sich nicht, Frau Dären? Ich halte es für Traviata. Hören Sie jetzt dieses Motiv ...? Taratata-ta Traviata, zweiter Akt.

Fr. Dären (etwas pikiert): Ausgeschlossen, Frau Gartner. Ich weiß was ich sage. Nigoletto, erster Akt. Sparafucile. Sie kennen vielleicht Nigoletto nicht so genau, liebe Frau Gartner ...

Fr. Gartner (gekränkt): Na, hören Sie! Man wird doch seinen Nigoletto kennen! Schließlich ist Nigoletto doch nicht die „Frau ohne Schatten“. (Pause.)

Fr. Scheller (einfach konstatierend): Aida.

Fr. Dären: Was meinen Sie mit Aida?

Fr. Scheller (mit deutlicher Bestimmtheit): Sie spielen Aida. Da — die Trompete ... Titantata ... Die berühmte Aida-trompete ... Gar kein Zweifel. Das ist Aida.

Fr. Dären (einlenkend): Na also — wahrscheinlich ein Potpourri von Verdi.

Fr. Scheller (eigensinnig): Nein. Kein Potpourri. Aida, einfach Aida.

Fr. Dären (pikiert): Ich halte es für Nigoletto.

Fr. Gartner (spitz): Wenn ich sage Traviata ... (Pause.)

Fr. Scheller (plötzlich sehr lebhaft): Aha! Jetzt das Motiv! Titititum ... Titititum ... Wenn da noch jemand zweifeln kann, daß es Aida ist ... Kennen Sie überhaupt Aida, Frau Gartner?

Fr. Gartner (beinahe empört): Ha! Wie meine Tasche!

Fr. Scheller: Und Sie Frau Dären?

Fr. Dären (geringschätzig): Ja! (nach einer Pause): Also, jedenfalls Verdi. Das habe ich gleich heraus gehabt.

Fr. Scheller: Verdi jedenfalls.

Fr. Gartner: Entsetzlich, wie sie diese Aida verhungert!

Fr. Scheller: Also, Sie halten es auch jetzt noch für Aida?

Fr. Gartner: Unentwegt. Aber diese Leute spielen so schlecht, daß man Aida nicht von Nigoletto unterscheiden kann. Wenn man seinen Verdi in- und auswendig kennt und man muß das hören ...! Scheußlich!

Fr. Dären (gequält): Zum Beispiel — diese Phrase jetzt! Hören Sie nur, wie langsam sie dieser Unmensch von einem Kapellmeister nimmt! Das gehört so: Tromtritritrom ... Tititi ... Tromtritritrom ...

Fr. Gartner: Mein armer Verdi wird sich in seinem Grabe umbrechen!

Fr. Scheller: Und einen solchen Ignoranten macht man zum Kurlapellmeister!

Fr. Dären: Wahrscheinlich kann er selbst den Nigoletto nicht von Traviata unterscheiden.

Fr. Scheller: Und beide Opern nicht von Aida. (Entsetzt aufschreiend) Ah! Wie er jetzt davonläuft! Mitten im Einzugs-marsch! Ich habe Aida unter dem seligen Mascagni gehört ...

Fr. Gartner: Mascagni lebt ja noch, Frau Scheller.

Fr. Scheller: So? Davon höre ich heute zum erstenmal. Ah! Mascagni! Wie er das herausgemeißelt hat! Diese Stelle ...

Und jetzt muß man hier in diesem Kurpark sitzen und sich dieses Gehudel anhören! Skandalös! (Pause.)

Fr. Dären: Ob das nicht Othello ist ...?

Fr. Scheller (leintaut): Othello ...? Glauben Sie ...?

Fr. Gartner: Natürlich! Othello! (Mit Genugtuung.)

Also nicht Nigoletto, nicht Traviata, nicht Aida — sondern Othello.

Das habe ich mir gleich gedacht. Othello! Hören Sie jetzt die geköpfte Trompete? Typisch Othello. Alterswerk. Der frühe Verdi hat diese geköpfte Trompete noch nicht gehabt. Yahaha, also Othello.

Fr. Dären (leintaut): Na, immerhin Verdi ... (Pause.)

Fr. Gartner: Bei Verdi gleicht sich doch alles wie ein Ei dem anderen.

Fr. Scheller: Wie Sie da auf den Vergleich mit den Eiern kommen können, Frau Gartner ...!

Fr. Gartner: Ich meine, es gibt sehr bedeutende Musik-kenner, die Aida nicht von Othello unterscheiden können.

Fr. Scheller: Deshalb kann es ebenfugot Falstaff sein, was sie da spielen.

Fr. Gartner: Natürlich kann es ebenfugot Falstaff sein. Bei dieser Kapelle und bei diesem Dirigenten! (Schwärmerisch) Ich habe Falstaff unter Furtwängler gehört ...!

Fr. Dären (überlegen): Meines Wissens hat Furtwängler den Falstaff noch niemals dirigiert. Sie verwechseln den Falstaff wahrscheinlich mit der „Macht des Schicksals“?

Fr. Scheller: Ober Furtwängler mit Toscanini.

Fr. Dären: Oder die „Macht des Schicksals“ mit „Simone Boccanegra“? (Pause. Die Kapelle beendet ihre Piece.)

Fr. Scheller: Gottseidant, sie sind fertig. Fredy, jetzt laufe einmal zum Musikpavillon hinüber und sieh am Programm nach, was sie soeben von Verdi gespielt haben.

Fredy (lauchend): Ja, Mama! (Läuft fort.)

Fr. Scheller: Am Programm wird es doch hoffentlich richtig stehen.

Fr. Gartner: Wollen wir hoffen.

Fr. Dären: Es ist wenigstens anzunehmen.

Fredy (kommt zurück, ruft schon aus der Entfernung): Mama! Mama! Ich weiß schon, was sie gespielt haben. Die „Tochter des Regiments“ haben sie gespielt.

Fr. Scheller (böse): Jetzt bist du einmal still, du dummer Bub! Wer hat dich gefragt?

Fredy: Aber du hast mich doch hinüber geschickt, Mama? (Pause.)

Fr. Dären: So so ... Die „Tochter des Regiments“ also ... Das ist eine verschollene Jugendoper von Verdi. Die muß man schließlich nicht kennen.

Fredy: Nein, bitte, Frau Dären, das ist nicht von Verdi. Donizetti steht am Programm.

Fr. Scheller (gibt ihm eine Ohrfeige): Das hast du dafür, weil du immer nach Dingen fragen mußt, die dich nichts angehen.

Fredy (heult jämmerlich. Pause.)

Fr. Gartner: Bei diesem Orchester kann man Donizetti sehr gut mit Verdi verwechseln.

Fr. Dären: Es sind eben alle beide Italiener. Guten Tag, meine Damen. Ich muß gehen. (Verschwindet.)

Fr. Gartner: Auf Wiedersehen, meine Damen. Ich muß auch schon gehen. (Verschwindet.)

Fr. Scheller (nimmt den heulenden Fredy mit sich): Jetzt kommt du aber! Du unaussprechlicher Bub! Eins sage ich dir! Zum Kurkonzert wirst du nie mehr mitgenommen.

Fredy (heult weiter): Wegen dieses dummen Verdi habe ich eine Ohrfeige bekommen! —

Welt u. Wissen

Eröffnung der ersten Fernsehstation in Amerika. Vor einigen Tagen ist in New York die erste große Fernsehstation in Anwesenheit vieler geladener Gäste feierlich eröffnet worden. Die Fernsehstation wird von der „Columbia-Fernseh-gesellschaft“ betrieben. Nach der Eröffnungsrede des New Yorker Oberbürgermeisters Walker sprach der Generaldirektor der „Columbia-Gesellschaft“. Er wies darauf hin, daß die erteilten Fortschritte auf dem Gebiete des Fernsehens nicht als endgültig betrachtet werden könnten, sondern nur die Grundlage für weitere technische Verbesserungen bilden. Nach den Reden wurde ein reichhaltiges Konzertprogramm gegeben. Sowohl die Redner wie die Sänger und die musikalischen Darbietungen konnten von den Fernseh-Abonnenten nicht nur gehört, sondern gleichzeitig auch gesehen werden, und zwar als bewegliche Bilder auf kleinen weißen Platten im Umfange einer Postkarte. Die „Columbia-Fernsehgesellschaft“ beabsichtigt, für ihre Abonnenten täglich ein sieben Stunden langes Programm zu veranstalten. Ein Fernseh-Empfangsapparat kostet mindestens 800 Mark. Die amerikanischen Blätter berichten, daß an Bord des Ozean-dampfers „Leviathan“ (der ehemaligen „Deutschland“) Fern-sehapparate bereits angelegt worden sind, die es den Passagieren ermöglichen, nicht nur die Stimmen ihrer Heimat zu hören, sondern auch ihre Gesichter zu sehen.